



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

modus vivendi gefunden wird. Und da ist nach unserm Dafürhalten der beste Zustand der bestehende, nämlich die Personalunion, wir meinen die Einrichtung, daß der Pfarrer zugleich Lokalschulinspektor ist. Man sollte sich damit begnügen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Handelsbilanz. Am 15. Januar wurde im Reichstage über die Ausgaben des statistischen Amtes verhandelt. Man kam auf die Handelsstatistik, und Bamberger bemerkte bei dieser Gelegenheit, auf die Handelsbilanz lege heute niemand in der Welt mehr das geringste Gewicht. Dagegen protestirte der Freiherr von Stumm, damit nicht die Legende aufkomme, daß alle Welt über die Wertlosigkeit der Handelsbilanz einig sei. Es hat ja seine Vorteile, wenn eine Streitfrage 150 Jahre lang auf demselben Flecke stehen bleibt, weil dann Leute, die nichts besseres zu thun haben, immer wieder neue Reden halten, neue Bücher und Zeitungsartikel darüber schreiben können. Hängen aber von der Lösung der Frage praktisch wichtige Entscheidungen ab, so ist es am Ende ebenso gut, man löst sie; namentlich wenn die Lösung so leicht ist wie hier. Im Grunde genommen bedarf es gar keiner neuen Lösung, sondern nur der Anwendung der von Adam Smith im vierten Buche seines klassischen Werkes vollzogenen auf unsre heutigen Verhältnisse, die der schottische Altmeister freilich nicht voraussehen konnte.

Smith hat vollkommen Recht mit dem Satze, daß bei einem durch keinerlei obrigkeitliche Einmischung künstlich geleiteten, sondern lediglich aus dem Bedürfnis zweier Staaten hervorgehenden ganz frei betriebenen Handel stets beide gewinnen; daß in diesem Falle der Handel stets beider Einkommen vergrößert, ganz gleichgiltig, ob beide nur Waren austauschen, oder ob der eine nur Waren, der andre Waren und Geld, d. h. Edelmetall liefert, in welchem Falle man zu sagen pflegt, daß der erste Staat eine positive oder günstige, der zweite eine negative oder ungünstige Handelsbilanz habe. Edelmetall ist nämlich auch nichts andres als eine Ware; es fällt keinem Staate vom Himmel, sondern muß entweder mit Landesprodukten im Auslande gekauft oder mit Arbeit in den inländischen Minen gewonnen werden. Im letztern Falle kommt es nicht billiger zu stehen. Denn wäre in dem angenommenen Lande die Gewinnung so leicht, daß z. B. ein Pfund Gold nur halb so viel an Landrente, Unternehmerkaptal und Arbeitslohn kostete, als es auf dem Weltmarkte wert ist, so würde dieses billige Gold den Weltmarktpreis des Goldes so lange drücken, oder was dasselbe ist, den Geldpreis aller andern Waren so hoch steigern, bis nach längerer Anruhe ein neues Gleichgewicht zwischen dem Goldpreise und dem Preise aller andern Waren hergestellt wäre. Es ist daher ganz gleichgiltig, ob die Engländer z. B., wenn ihnen Portugal nicht soviel Baumwolle und Eisenwaren abnimmt, als sie portugiesischen Wein brauchen, den Rest mit westindischem Tabak oder mit kalifornischem Golde bezahlt. Der westindische Tabak muß so gut mit englischen Waren gekauft werden wie das kalifornische Gold. Die Bezahlung mit Gold ist sogar vorteilhafter, weil des gerin-

geren Volumens wegen sein Transport billiger ist. Am unvorteilhaftesten würde dieser Rundumhandel (round-about trade), wie ihn Smith nennt, dann sein, wenn England mit preußischem Roggen oder norwegischem Holze bezahlte, weil der Transport dieser Güter am meisten Schiffe, Kohlen und Mannschaft erfordert.

Wenn aber gesagt wurde, daß jeder natürliche Handel das Einkommen des Landes erhöhe, so ist damit selbstverständlich nicht das Geldeinkommen gemeint, sondern das Jahresprodukt von Arbeit und Boden. Gibt man dessen Wert in Geld an, so bezeichnet die Summe ja nicht das wirkliche Einkommen, sondern nur seine Schätzung nach den gegenwärtigen und ortsüblichen Preisen. Will ich wissen, wie viel es in Wirklichkeit wert ist, so muß ich vorher fragen, welche Gütermasse man für eine gewisse Geldsumme bekommt, ob mir der Thaler eine Metze, einen Scheffel oder zehn Scheffel Brotkorn ins Haus schafft. In einem obereschlesischen Dorfe außerhalb des Industriebezirks sind 1000 Mark doppelt so viel wert wie in einer rheinischen Stadt. Ob ein Teil der Gütermasse, die das Jahreseinkommen eines Volkes ausmacht, aus gemünztem oder ungemünztem Edelmetall besteht, ist ganz gleichgiltig, vorausgesetzt, daß sich das Edelmetall leicht gegen Gebrauchsgüter umtauschen läßt; wäre das nicht der Fall, so würde das Edelmetall den Wert des Einkommens sogar vermindern.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Steigerung des beiderseitigen Einkommens zweier Völker durch ihren Gütertausch an einem Beispiel. Denken wir uns Osterreich-Ungarn und Italien auf einander angewiesen und von der übrigen Welt isolirt. Jedes der beiden Länder, nehmen wir an, bringt von allem, was seine Bewohner brauchen, gerade die erforderliche Menge hervor, mit zwei Ausnahmen: Osterreich hat zuviel Brotkorn und keine Seide, Italien übrige Seide und zu wenig Brot; und zwar decken sich die Werte der beiderseitigen Überschüsse. Indem sie diese austauschen, gewinnen offenbar beide. Osterreichs wohlhabende Leute haben nun Seidenstoffe, die sie ohne dieses Tauschgeschäft entbehren müßten, und das ausgeführte Brotkorn fehlt niemandem, da es ja, wie wir annehmen, überflüssig ist; würde keine Gelegenheit dargeboten, es gegen etwas andres einzutauschen, so müßte der Getreidebau beschränkt werden, und dadurch würden die Landwirte ärmer werden. Noch jüßbarer ist der Gewinn Italiens. Ohne jenen Tauschhandel müßte seine ärmere Bevölkerung hungern. Zwar würde der mit der Seidenfabrikation beschäftigte Teil dieser Armen weniger zu arbeiten haben, aber vorausgesetzt, daß das überhaupt ein Vorteil wäre, würde er doch durch den angegebenen Nachteil überwogen. Der Tausch vermehrt also das Einkommen beider Völker.

Nehmen wir weiter an, die Lage änderte sich derart, daß Osterreich zwar noch so viel Seide wie bisher brauchte, Italien aber nicht mehr die frühere Menge Brotkorn nötig hätte, und denken wir uns die Isolirung beider Staaten aufgehoben. Dann würde Osterreich vielleicht einen Teil seines überschüssigen Brotkorns in Deutschland in Gold umsetzen und die italienische Seide teils mit Getreide, teils mit dem eingetauschten Golde bezahlen. Der Gewinn bliebe auf beiden Seiten wesentlich derselbe; nur daß für Osterreich die Kosten durch den doppelten Umsatz ein wenig stiegen. Dasselbe wäre der Fall, wenn Italien einen Teil des österreichischen Getreides mit Gold statt mit Seide bezahlen müßte; nur daß Italien auch gegen die kleinste Kostenhöhung empfindlicher sein würde, weil es sich von vornherein in ungünstigerer Lage befindet. Diese Ungunst seiner Lage rührt aber nicht vom Handelsverkehr her, im Gegenteil ist dieser das einzige Mittel, der natürlichen Armut abzuhelpfen, sondern von der Unzulänglichkeit des Bodens. Nehmen wir an, der Bedarf wüchse auf beiden Seiten, und Osterreich könnte seine

wachsende Nachfrage nach Seide immerfort mit seinem Getreide bezahlen, während Italien zur Deckung seines steigenden Getreidemangels nie etwas anderes hätte als Seide, so würde die Lage der Österreicher immer angenehmer, die der Italiener immer drückender werden, aber nicht durch die Handelsbilanz, denn diese bliebe ja eine wirkliche Bilanz, d. h. beim Rechnungsabschluß gingen Forderung und Gegenforderung auf, sondern weil die Italiener für ihr Brot immer härter arbeiten müßten, während den Österreichern ihre reichlichen Ernten keine sonderliche Mehranstrengung verursachten. Nicht auf die Bilanz also kommt es an, sondern darauf, ob Industrieerzeugnisse mit Bodenerzeugnissen bezahlt werden oder umgekehrt. Ein Volk, an dessen Tauschwaren die Natur das meiste und beste schafft, ist besser daran als ein anderes, das alles durch eigne Anstrengung schaffen muß. Die Lage der Italiener bessert sich in dem angenommenen Falle sofort, wenn sie mit Wein statt mit Seide zahlen können. Die elende Lage des russischen Volkes ist kein Gegenbeweis. Denn erstens schmachten die Proletarier Englands, des reichsten Industriestaates der Erde, jahraus jahrein in ähnlichem Elende wie jetzt die russischen Bauern der Hungerdistrikte, und zweitens würde Rußland reich und blühend sein, wenn es nicht durch eine schlechte Verfassung und eine unfähige Regierung daran gehindert würde, es zu werden. Auch der Ostflawe würde, so trüg und schlapp er von Natur sein mag, wahrscheinlich keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, daß eigner kleiner Landbesitz den Sand in Gold verwandelt. Aber er kann und darf es nicht. An die Stelle der aufgehobnen Leibeigenschaft ist für den russischen Bauern die weit schlimmere Knechtschaft im Dienste von Wucherern getreten, denen er mit Leib und Seele verfallen ist. Er befindet sich jetzt in der Lage, in der sich noch vor zwanzig Jahren ganz allgemein der irische Pächter befand, von dem John Stuart Mill sagt, es sei völlig gleichgiltig für sein Los, ob er fleißig oder faul, mäßig oder unmäßig sei; jeder Pfennig, den er über das, was zum Leben unbedingt notwendig ist, erwerbe, falle dem Landlord zu, und keine Viederlichkeit könne sein Elend verschlimmern. „Die Phantasie vermag keine Lage auszudenken, die leerer an Motiven sei es zur Arbeit oder zur Enthaltbarkeit wäre.“

kehren wir zur Bilanz zurück. Negative oder Unterbilanz ist eigentlich ein Urding. Ein- und Ausfuhr müssen immer balanciren, der Wert der einen muß dem der andern stets genau gleich sein. Was man damit meint, ist das, daß ein Land an Edelmetall mehr fortgeschickt als heimbekommen habe, und wir haben bereits gesehen, daß das an sich gleichgiltig ist. Einen Unterschied aber macht es allerdings, aus welcher Quelle das Edelmetall bezogen wird, mit dem eine Nation einen Teil ihrer Einfuhr bezahlt. Hat sie das Gold, wie in dem angenommenen Falle Österreich, mit Rohprodukten bezahlt, so ist das für ihr Wohlbefinden ganz gleichgiltig; es vermindert weder ihr Einkommen im allgemeinen noch den Vorteil ihres Güteraustausches mit Industriestaaten im besondern. Dasselbe gilt, wenn ein Land das Gold, das es zur Bezahlung seiner Waren braucht, von verschuldeten Nationen erhält, die ihm Zinsen für geliehenes Kapital zahlen müssen. Die Schweiz, Italien und Frankreich — hier nur die Hauptstadt — nehmen alljährlich sehr beträchtliche Summen von besuchenden Ausländern ein, auch das ist eine angenehme Quelle, gegen die nichts einzuwenden ist.

Schlimm wird die Sache erst, wenn ein Volk einen Teil seiner Einfuhr mit fremdem, geliehenem Gelde bezahlt. Hier tritt ein Fall ein, den Adam Smith auch in Betracht zieht. Es giebt, sagt er, außer der Handelsbilanz noch eine andre Bilanz, nämlich die zwischen dem Jahresprodukt und der Jahresausgabe

einer Nation, und es ist klar, daß ein Volk, gerade so wie ein Privatmann, wenn es mehr verbraucht, als es einnimmt, ärmer, im umgekehrten Fall reicher werden muß. Deckt das Erzeugnis des heimischen Bodens und der heimischen Arbeit samt seiner Einnahme an Zinsen die Bedürfnisse eines Volkes nicht, muß es sie teilweise durch Anleihen befriedigen, einen Teil seiner Einfuhr nicht mit dem Überschuß seiner Produkte, auch nicht mit den Zinsen seiner Kapitalien oder dem freiwilligen Tribut ausländischer Reisenden, sondern mit geliehenem Gelde bezahlen, so gerät es eben in Schuldknechtschaft. Es hat entweder die Zinsen seiner Staatsschuld durch vermehrte Arbeit aufzubringen, oder es macht Bankrott, und die Möglichkeit, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse Gold aus dem Auslande zu bekommen, hört auf; es kann seine Bedürfnisse nicht mehr befriedigen, es muß darben.

Ein schlimmes Zeichen endlich ist nicht sowohl die negative Handelsbilanz, als daß überhaupt soviel nach der Handelsbilanz gefragt wird, denn das beweist, daß die Existenz unsers Volkes nicht mehr auf natürlicher Grundlage ruht, sondern vom Auslande abhängt. Auch die Rangordnung der verschiedenen Produktionszweige nach ihrer Wichtigkeit für den Volkswohlstand hat Adam Smith vollkommen richtig bestimmt. Zu oberst stellt er natürlich die Landwirtschaft, die den bei weitem größten Schatz, die Rohprodukte, liefert. In weiter Entfernung folgt dann die Industrie, hierauf der sehr wichtige und unentbehrliche Binnenhandel, zuletzt der Auslandshandel, den, nach Smith, ein von Natur reiches und von kunstfertigen Menschen bevölkertes Land gar nicht braucht. Der Auslandshandel hat nur die Bestimmung, durch den Austausch der jedem Lande eigentümlichen Gaben die Annehmlichkeit des Lebens aller Menschen zu erhöhen; wird er für ein Volk zur Existenz Bedingung, so ist das dasselbe, wie wenn ein Privatmann seine Existenz aufs Karten- oder Lotteriespiel gründet.

Fassen wir die Ergebnisse unsrer kleinen Untersuchung zusammen. Die Handelsbilanz, d. h. nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch die Frage darnach, ob ein Teil der Einfuhr eines Landes mit der Ware Gold statt mit andern Waren bezahlt wird, ist gleichgiltig. Von höchster Wichtigkeit dagegen sind die drei Fragen: Werden ausländische Industrieerzeugnisse hauptsächlich mit heimischen Rohprodukten bezahlt, oder umgekehrt? Wie wird das für den Auslandshandel erforderliche Gold beschafft? Ist der Auslandshandel zur Existenz des Volkes notwendig, oder dient er nur zur Erhöhung der Annehmlichkeiten des Lebens?

Die Handwerker. Auf Anordnung des Handelsministers hat der Präsident des Regierungsbezirks Breslau am 4. Januar eine Versammlung von Beamten und Sachverständigen abgehalten, in der beschlossen wurde, daß für jedes Weberkind, das sich in einen andern Beruf überführen lassen würde, den Eltern eine Prämie bis zu 100 Mark gezahlt werden solle. Der Provinzialausschuß ist geneigt, für Weberkinder, die sich zur Landwirtschaft melden, im Laufe dieses Jahres 2000 Mark zu bewilligen. Der Regierungspräsident bemerkte, man dürfe auf die Maßregel keine große Hoffnungen bauen. Die Weberkinder seien körperlich nicht für die Landwirtschaft geeignet, und ein weiteres Hindernis sei — wir berichten nach der „Schlesischen Zeitung“ — „der notorische Ungebundenheitssinn der Handwerker, der ihnen selbst ein Hungerleben am Webstuhl, die ihnen persönliche Ungebundenheit in ausgedehntem Maße gewährleiste, noch begehrenswerter erscheinen lasse als eine auskömmliche, aber die Übernahme eines geregelten Arbeitszwanges voraussetzende Ernährung in einem andern Erwerbszweige, endlich die hiermit zu-

sammenhängende hochmütige Geringschätzung, mit der der Handweber auf Arbeiter in andern Erwerbszweigen, insbesondere auf ländliche Arbeiter, herabzusehen sich gewöhnt habe.“ Sprechen wir deutsch! Der Widerstand des Handwebers gegen die Überführung in andre Erwerbszweige ist die verzweifelte Gegenwehr des konservativen freien Mannes gegen Proletarisierung und Verklavung. Der schlesische Handweber hungert, wie schon sein Vater und sein Großvater gehungert haben, und sieht seine Kinder leiblich verkümmern, aber er ist noch ein Mensch und ein freier Mann. Er hat sein Häuschen, worin er Herr ist, er führt ein geordnetes Familienleben, er ist bereit, Tag und Nacht zu arbeiten, wenn er Arbeit bekommt, aber er hat jederzeit das Bewußtsein, daß er anfangen und aufhören, daß er Pausen machen kann, wann es ihm beliebt, und stirbt er Hungers, so kommt er nicht als Ströck auf der Landstraße um, sondern er stirbt als anständiger Mann in seinem Hause, und die Gemeinde giebt ihm das Grabgeleit. Schickt er seinen Sohn in Dienst oder in die Fabrik, so wird dieser ja, schon weil er in dem besondern Schutze der Regierung steht, satt zu essen bekommen und gut behandelt werden. Allein wenn er dereinst erwachsen ist, dann wird er ein „Arbeiter“ sein, wie alle andern „Arbeiter.“ Er wird nicht nach seinem, sondern nach dem Willen seines Brotherrn arbeiten, er wird im Vaterlande herumgeschleudert werden, er wird weder ein Haus noch ein geordnetes Familienleben haben, denn sein Weib, wenn er eins hat, und seine Kinder werden ebenfalls auf Tagearbeit und in die Fabrik gehn; verliert er in einer ungünstigen Konjunktur die Arbeit, so wird er auf die Straße geworfen, früher oder später verfällt er als Vagabund der Polizei und dem Strafrichter, und am Ziele seiner Lebensbahn winkt ihm der Tod auf der Landstraße oder im Spital oder im Zuchthause. Das weiß der Handweber, und darum sieht er „hochmütig“ auf die „Arbeiter in andern Erwerbszweigen“ herab. Denn er arbeitet zwar, aber „Arbeiter“ im modernen technischen Sinne ist er nicht. Und darum mag er seinen Sohn nicht zu einem „Arbeiter“ werden lassen, dessen Lage sich von der altrömischen *servitus* nur dadurch unterscheidet, daß dem *servus* sein Lebensunterhalt gesichert war, dem modernen Arbeiter aber nicht, und daß der *servus* nur dann ins *ergastulum* gesperrt wurde, wenn er etwas verbrochen hatte oder nicht arbeiten wollte, der „Arbeiter“ aber auch dann, wenn er zwar arbeiten will, aber weder einen Herrn findet, der ihm Arbeit gäbe, noch ohne Geld — woher sollte er welches nehmen? — eine Wohnung. Und daran ändert auch das politische Wahlrecht nichts, das man ihm geschenkt hat, und die Altersrente, die er meist nicht erlebt, und daß ihn vornehme Herrn „Herr“ anreden und bei der Reichstagswahl ein Kompliment vor ihm machen. Und mag man ihm nicht bloß den Marschallsstab in den Tornister, sondern auch noch das Ministerportefeuille in die Wiege legen, das ändert alles nichts an der gezeichneten Lage. Einen Vorschlag in wirklich humanem und konservativem, staats-erhaltendem Sinne machte der Graf Büdler-Burghauf: die Handweber mit Acker auszustatten. Der Regierungspräsident, heißt es in dem Bericht, „sicherte eine eingehende Erwägung dieser bedeutsamen Frage zu.“

Freiland. In Nr. 1 hatten wir eine Broschüre von Herzka besprochen. Einer unsrer Leser, ein preußischer Landrichter, ist mit unsrer Auffassung in einem Punkte nicht einverstanden. In seiner Zuschrift heißt es: „Während den bisherigen Utopien regelmäßig entgegengehalten wurde, ihre Verfasser hätten die geistigen Fähigkeiten und sittlichen Grundsätze im Widerspruch mit der Wirklichkeit als zu hoch vorausgesetzt, richtet sich der gegen Herzka erhobene Vorwurf umgekehrt da-

gegen, daß die edlern Empfindungen des Gemüths, die insbesondere den deutschen Arbeiter mit der Arbeit verknüpfen, übersehen seien, daß Herzka die Arbeit nicht mit deutschen, sondern mit amerikanisch-semitischen Augen ansehe." Aber nicht die edlern Empfindungen übersehen Herzka unsrer Ansicht nach, sondern nur deren innige Verknüpfung mit der Arbeit, was zweierlei ist. „Dieser Vorwurf, heißt es weiter, ist meines Erachtens unbegründet und beruht auf einer ungenauen Kenntnis der freiländischen Grundsätze.“ Die nun folgende längere Auseinandersetzung können wir nicht vollständig abdrucken. Sie legt dar, wie die berechtigte Selbstsucht im Wirtschaftsleben überhaupt wirkt und wie sie bei freiländischen Einrichtungen wirken würde. Den ersten dieser beiden Gegenstände behandelt nun zufällig eine längerer uns schon vorher zugegangner Aufsatz, den andern aber halten wir nicht für geeignet zu einer Erörterung. Wenn der freiländische Staat am Kenia oder sonstwo gegründet sein wird, dann werden wir es ja sehen, wie seine Einrichtungen wirken. In einzelnen Punkten sind wir mit dem Verfasser der Zuschrift einverstanden; so z. B. glauben auch wir, daß die meisten unsrer heutigen Fabrikarbeiter und Tagelöhner unter Verhältnissen arbeiten, wo von Liebe zum Beruf und Anhänglichkeit an die Berufsarbeit gar keine Rede sein kann. Der Verfasser scheint zu argwöhnen, wir hätten eine geringe Meinung von Herzkas Charakter, und beugt dem Verdacht, als ob seine Fürsprache für den Schöpfer der Freilandsidee auf philosemitischen Neigungen beruhe, durch die Mitteilung vor, daß er seine reindeutsche Abkunft bis ins sechzehnte Jahrhundert hinauf nachzuweisen vermöge. Dessen hätte es nicht bedurft. Wir würdigen Herzkas idealen Sinn und seine warme Menschenliebe vollauf, aber seine Auffassung der Arbeit vermögen wir nicht zu teilen. Sie ist übrigens nicht bloß bei den Semiten und Amerikanern zu finden, sondern auch bei den Engländern, bei den Sozialdemokraten und leider auch schon bei recht vielen Deutschen, die nicht Sozialdemokraten sind. Übrigens halten wir es für ein günstiges Zeichen, daß sich ein preussischer Landrichter für Ideen begeistert, die, so anfechtbar sie sonst auch sein mögen, doch einen sehr entschiednen Bruch mit dem Grundsatz *Fiat justitia, pereat mundus* bedeuten.



## Litteratur

Ruggiero Bonghi: Die römischen Feste, illustriert von G. A. Sartorio und Ugo Fleres. Deutsch von Alfred Ruhemann. Wien, Hartlebens Verlag

Die Feste des römischen Volkes in ihrer Reihenfolge vom Neujahr bis zu den Saturnalien und dann noch die ländlichen Feste zu schildern, war ein sehr löblicher Gedanke. Ursprung und Bedeutung der Festtage und die Gebräuche der Feier geben reichlichen Anlaß, in den Kultus und die Sitten einzuführen, unterhaltend zu belehren, und man muß dem Verfasser noch besonders dafür Dank wissen, daß er nicht nötig gefunden hat, die Früchte seiner antiquarischen Studien auf den Faden einer faden Liebesgeschichte zu reihen. Nicht nur die Jugend, an die sich der Übersetzer besonders wendet, wird das Buch mit Genuß und Nutzen lesen. Befremdend ist allerdings der Wechsel in der Darstellungsweise, indem Bonghi bald wie ein Zeitgenosse zu den damaligen Römern, bald zu seinen Zeitgenossen spricht, mitunter sogar in einem Atem. Zum Beispiel: „Und verteile,